

Der
protestantische Gottesdienst
in unserer Zeit.

Von

Emil Bittel,

evang. Stadtpfarrer und Dekan in Marisruhe.

Berlin, 1875.

C. G. Lüderig'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Gabel.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Daß unsere gegenwärtigen Gottesdienste nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, ein lebendiger und für hochwichtig geachteter Sammelpunkt unserer Gemeinden sind, wird kaum von Jemand geläugnet. Vielmehr beklagen sich die Geistlichen allerorts über die Kirchensucht ihrer Gemeindeglieder, während diese Gemeindeglieder unsere Gottesdienste vielfach als eine veraltete und überaus langweilige Einrichtung betrachten.

Allerdings geht die Klage über die verödeten Gottesdienste eigentlich durch die ganze Kirchengeschichte, und Luther hat in der Blüthezeit der Reformation (1534) darüber das drastische Wort geschrieben: „daß wir das Evangelium haben, dagegen schnarchen und unter der Predigt schlennern gehen, auf dem Markte, vor den Thoren, in Wirthshäusern oder auf den Spielplätzen liegen und spielen, das ist die Hauptsünde, die alle andern übertrifft. Unsere Bürgerlein stecken in dieser Sünde bis über die Ohren, verachten nicht allein das Wort, sondern spotten auch der Prediger und sagen, unser Pfaff kann nichts Anderes predigen, als von dem Glauben, von der Liebe, vom Kreuz! Wenn ich solches sehe, möchte mir das Herz brechen.“¹⁾

Hier also haben wir schon die Doppelklage unserer Tage: die der Prediger über die Unkirchlichkeit der Menge, insbesondere des Bürgerstandes, und die der Laien über die Monotonie und Langweiligkeit der Gottesdienste.

Lassen wir also die schwierige und wenig fruchtende Vergleichung unserer und früherer Zeiten und fassen wir dafür die That-

sache selbst zunächst etwas bestimmter in's Auge. Wir werden die geringe Zugkraft der Gottesdienste in unseren Tagen fast ohne Bedenken und Ausnahmen anerkennen müssen, wenn wir vorzugsweise die Städte, wir werden sie dagegen als minder zweifellos erkennen, wenn wir die ländlichen Gemeinden in's Auge fassen. In unserem vielverlättesten Baden wenigstens, wo der protestantischen Geist die Kirche angeblich völlig verwüstet haben soll, wird nach genauen statistischen Zählungen in der Hälfte sämtlicher Dekanatsbezirke der Vormittagsgottesdienst eines gewöhnlichen Sonntags von 30 bis 40 Prozent der Bevölkerung besucht. Wenn aber von 3 Personen, vom Säugling bis zum Greis gerechnet, an jedem gewöhnlichen Sonntag jeweils eine Person im Gottesdienst erscheint, am Festtag aber wohl auch zwei, so verbieten schon diese Zahlen ein allzu pessimistisches Urtheil.

Allerdings sind jene Diözesen wesentlich aus ländlichen Gemeinden gebildet, und gehören meist zu den großen Verkehrsstraßen ferner liegenden Landesgegenden. In den Städten aber sinkt der Prozentsatz fast nach ihrer Größe, in den größten bis auf sechzehn (Karlsruhe), ja sieben (Mannheim, Heidelberg) und sechs Prozent (Pforzheim) herab.

Während also auf dem Lande der Gottesdienst noch als eine für die ganze Gemeinde hochwichtige Angelegenheit betrachtet wird und auch thatsächlich die bedeutendste geistige Anregung für die Gemeinde bleibt, so zeigt sich in den Städten eine erheblich geringere Betheiligung und zwar nicht nur seitens des Arbeiter- und des Bürgerstandes, sondern auch von Seiten der gebildeteren und höheren Stände. Zu verwundern ist das allerdings nicht; denn zunächst bietet dem Städter das öffentliche und häusliche Leben so viel geistige Anregung anderer Art, ersetzt die Presse und Literatur so bequem die mündliche Rede und bietet sich zudem so viel Zerstreuung und Abhaltung, daß ihm schon an und für sich die geistige Anregung eines Gottesdienstes minder wichtig, die Zeit überaus schwer hiefür verwendbar erscheint. Dann aber empfindet

doch auch unser Städter in viel lebhafterer Weise als der Landbewohner den inneren Widerspruch der durch tausend Kanäle in seine Gedankenwelt einströmenden modernen Weltbildung und des überlieferten, in den meisten Gottesdiensten in seiner unveränderten alterthümlichen Gestalt gebotenen Kirchenglaubens.

Das Bewußtsein von diesem Widerspruch hat sich in unserer großen Literaturperiode weithin ausgebreitet und trat besonders in den vierziger Jahren in Schrift und Rede, im staatlichen und literarischen wie im theologischen und kirchlichen Leben überall in sehr lebhafter Weise an's Licht. Es wurde dann in der Reactionszeit der fünfziger Jahre von Seiten der Kirche und in deren vermeintlichen Interesse systematisch gesteigert und kam in Stahl's bekanntem Wort „die Wissenschaft muß umkehren“ zum prägnantesten Ausdruck. Damals allerdings siegte scheinbar das kirchliche Bekenntniß über die „sogenannte“ wissenschaftliche Wahrheit, denn damals schlossen sich an die theils begeisterten, theils fanatischen oder heuchlerischen Bekenner des alten Kirchenglaubens, der ehemals die Menschen der Obrigkeit treu und unterthan gemacht habe, nicht nur alle für ihre Privilegien und ihre Herrschaft schwärmenden Junker, sondern auch aus der ungeheuren Masse derer, die von der Revolution zum Tod erschreckt waren, manche religiös tief erschütterte und niedergeschmetterte Gemüther, aber auch manches äußerliche Weltkind an, welches die Hoffnung auf hohe Protection zu den Mähtären des Allerhöchsten führte. Als dann aber im Anfang der sechziger Jahre ein wahrhaft hohes Königswort die eingerissene kirchliche Heuchelei bei ihrem wahren Namen nannte, entlastete sich nur allmählig und unauffällig, aber unverkennbar wieder eine gar große Anzahl tonangebender Leute ihrer „Kirchlichkeit“ und ihres auf Augendienerei begründeten treuen Besuches der Gottesdienste, und voller sind seitdem diese letzteren nirgends, an den meisten Orten aber recht erheblich leerer geworden.

Stark und unausgesetzt gleichmäßig besuchte Gottesdienste haben sich in den Städten — neben den gefüllten Kirchen einzelner

eminenter Prediger jeder Richtung — vorzugsweise da noch erhalten, wo eine mit der ganzen geistigen Bewegung unserer Zeit zerfallene Geistesrichtung ihre Befenner allsonntäglich zusammenführt, um sich wieder von Neuem des süßen Trostes zu erfreuen, daß sie, aber auch sie allein, bei der bald hereindrechenden Sündfluth des Verderbens in der rettenden Arche geborgen sind. Etwas Impo- nirendes haben diese Gottesdienste durch die Zahl, den Ernst, die Geistesinheit ihrer Theilnehmer, aber ihre missionirende Wirkung auf Andere ist dabei doch eine außerordentlich geringe, und von dem wahrhaft frommen Kern dieser Gottesdienstgemeinden muß man doch auch gar Viele abziehen, welche die stumpfe Gewohn- heit, das sectirische Koterienwesen, die haltlose Autoritätsbedürf- tigkeit, die bange Furcht vor dem eigenen Verstand und vor dem redlichen Denken mit seinen Zweifeln und Einwänden, Einige end- lich auch, die jene persönliche Unsauberkeit hinzuführt, welche eine recht augenfällige Frömmigkeit als nützlichen Deckmantel um sich wirft.

Wenn es übrigens der freier denkende und gebildete Theil unseres protestantischen Volkes mit dem Besuch des Gottesdienstes im allgemeinen so genau nicht nimmt, so hängt das im Grunde mit der hellen Einsicht in jene im Grunde echt- und altchrist- liche und von den Reformatoren sehr stark betonte Wahrheit zu- sammen, daß der ächte Gottesdienst etwas ganz anderes sei als die äußerliche Theilnahme an den kirchlichen Ceremonien und Kir- chenfestlichkeiten.

Wie schon der Jakobusbrief des neuen Testaments die Sorge für die Wittwen und Waisen einen „reinen und unbefleckten Got- tesdienst“ nennt, so sagt auch Luther: „Gott dienen heißt nichts Anderes, als hören was Gott sagt und dasselbe gern und mit Fleiß thun.“²⁾ Er läßt Gott sprechen: „Was willst du mir viel hofiren mit Monstranzen, Tempeln, und Altar zu bauen, ich bedarf es nicht. Höre was ich dir sage: Willst du mich lieben, mir einen Gefallen thun, was mich erfreut, so hilf

den Armen, wie du wolltest, daß man dir thäte; in einem jegli- chen armen Menschen, der deiner Hülfe und Lehre bedarf, da stecke ich mitten innen.“³⁾ Ueberhaupt weiß Luther in überaus lebhafter und ansprechender Darstellung jede tüchtige Berufstägig- keit, auch die des niedrigsten und weltlichsten Berufes als einen wahrhaftigen Gottesdienst zu beschreiben. So schreibt er z. B.: „Wo irgend ein frommer Bauer oder Bürger und Unterthan sei- nem Herren dient, so dient er auch Gott; desgleichen ein Kind, oder Knecht und Magd im Hause, wenn sie gehorsam sind und treulich thun was sie schuldig sind. Also auch, wenn Fürsten und Herren, Vater und Mutter wohl regieren und ihres Amtes war- ten: das heißt Alles Gott gedienet; denn es ist sein Wille und Befehl. Nun! Solches Dienstes ist die ganze Welt voll, wenn sie es nur thun wollte; denn es ist einem Jeglichen in seinem Stande sein Werk aufgelegt von Gott, mit dem er ihm täglich und stets dienen soll und kann, — damit sich Niemand entschul- digen könne, daß er nicht wisse, wie oder womit er Gott dienen solle, oder anderem Land nachlaufe, und suche eigene Weise Gott zu dienen, die Er nicht geordnet und befohlen hat, und dicweil das, was ihm befohlen ist anstehen lasse, wie wir es bisher in unserer Blindheit gethan haben.“⁴⁾

So bezeichnet Luther den cultischen Gottesdienst sehr bezeich- nend als ein bloßes Gerüste zum Zweck des echten Aufbaues eines frommen thätigen Lebens, und sagt sehr bezeichnend: „Etliche bauen Gott Kirchen, Etliche stiften Messen, Etliche läuten ihm Glocken, Etliche zünden ihm Lichter an, daß er ja sehen möge! und thun nicht anders, als wäre er ein Kind, das unserer Güter und Dienste bedürfte! — So sind wir an diesen äußerlichen Dingen hangen blieben, bis daß wir solche Vereitung achteten für den rechten Hauptgottesdienst und von keinem Anderen zu sagen wußten. Also thun wir so weislich, wie wer ein Haus bauen wollte, und ver- baute an dem Gerüste all sein Gut, und käme sein Lebenlang nim-

mer so weit, daß er einen Stein zum Hause legte. Rathe: Wo will derselbe zuletzt wohnen, wenn das Gerüste abgebrochen wird“?)

So ist in der That auch uns der Gottesdienst nicht mehr die Erfüllung einer Gott schuldigen Leistung. Wir haben Gott nichts zu geben, sondern suchen in dem cultischen Gottesdienste vielmehr einen Gewinn für unser innerstes Geistesleben. Bieten unsere Gottesdienste uns also nach dieser Seite hin für unser Bedürfnis wenig oder gar nichts, so pflegen wir uns auch von der Pflicht ihres Besuches zu entbinden; und nicht nur etwa wir liberale Protestanten, sondern auch die Kirchlichsten unter den Orthodoxen und Pietisten. Oder meiden nicht gerade sie am grundsätzlichen die Gottesdienste liberaler Prediger. Und weshalb? Weil sie in denselben nicht eine Förderung, sondern eine Beeinträchtigung und Störung ihrer religiösen Gefühle und Empfindungen, keine Festigung, sondern eine Verwirrung ihrer religiösen Begriffe erwarten.

Also könnten wir uns im Nothfall freilich ohne einen cultischen Gottesdienst behelfen. Doch bleibt das immer ein Nothfall und Luther hat Recht, wenn er sagt: „Es ist die Art der menschlichen Natur, daß sie nicht ohne einen Gottesdienst sein kann.“⁶⁾ Unser religiöses Leben bedarf ja doch fortwährend der Anregung und Erfrischung. Wollen wir in der Welt das Gute thun, so müssen wir uns auch immer auf's Neue vergewissern, was denn im höchsten Sinne das Gute und Rechte sei, und wie wir es in dieser Welt verwirklichen. Ja gerade jetzt, wo die größte Unsicherheit und Verwirrung auf religiösem Gebiete überall zu Tage tritt, wird das Bedürfnis religiöser Weihe und Belehrung sicher ein immer lebendigeres werden und auch die Einsicht sich immer weiter ausbreiten, daß wir mit einer bloßen Religion der Aesthetik, der Poesie und Musik, oder gar mit dem Pessimismus der Weltverachtung und dem Glauben an das Weltelend nicht auskommen können. Je deutlicher das unseren Zeitgenossen werden wird, um so mehr werden sie auch gerade den protestantischen Gottesdienst wieder besser schätzen lernen, als dessen Kern und Wesen Luther jederzeit die

Predigt, also die geistige Darlegung der ewigen Wahrheiten des Christenthums bezeichnet hat. Unsere Gottesdienste aber werden sich dann auch um so mehr bemühen müssen dem Bedürfnis nach religiöser Belehrung und Aufklärung redlich zu dienen, den hungernden Gemüthern lebendiges Brod anstatt todter Steine zu bieten, jeden Schein des Schlendrians, jedes geistlose Formenwesen abzulegen und eine wirkliche Anbetung Gottes „im Geist und in der Wahrheit“ zu pflanzen. Es ist deshalb gewiß eines der thörichtesten Fantasiegebilde einzelner Protestanten, wenn sie meinen, daß durch die Herübernahme der reichen symbolischen Cultusformen der katholischen Kirche eine Besserung erzielt werden könne. Die so reden, kennen die katholischen Gottesdienste gewöhnlich nur vom Hörensagen, und ich kann keineswegs finden, daß dieselben die gebildeten Katholiken unserer Tage so besonders zu fesseln und zu erquicken vermöchten, finde vielmehr, daß sie ganz genau an derselben Kirchenflucht, wie die unsrigen leiden und daß in einem noch viel höheren Maße gerade die geistig und ästhetisch höher gebildeten Gemeindeglieder auch dort fehlen.

Mit unseren Gottesdiensten freilich steht es aber darum auch nicht sehr viel besser und deshalb darf der frivole Spott, die verächtliche Kritik so mancher Zeitgenossen den Freund der Kirche keineswegs hindern, auch seinerseits in ernster und ehrlicher Weise die Mängel unserer Gottesdienste rückhaltlos einzusetzen und offen auszusprechen. Es ist echt christliche Pflicht und Art, durch Erkenntniß des Uebels den ersten Schritt zur Heilung zu thun. Und gebessert kann ja werden; denn wie die Auffassung und das Verständniß der christlichen Lehre fort und fort eine Weiterbildung in der Christenheit gefunden hat — die Kirchengeschichte dokumentirt das so zu sagen für jedes Jahrhundert auf's Augenscheinlichste —, und wie die Verfassung unserer Kirche zu allen Zeiten einer fortgehenden Umgestaltung unterworfen war und deren auch heute wieder in hohem Maße bedarf, so müssen auch unsere Gottesdienste jederzeit dem vorhandenen Bildungsstand der Völker entsprechen.

Wie diese also eine durchgreifende Erneuerung und zwar in einschneidendster Weise, in der Reformationszeit erduldet haben, so bedürfen sie derselben auch jetzt wieder, wenn sie dem heutigen Bedürfnis und der Geschmacksrichtung unserer Zeitgenossen thatsächlich entsprechen sollen. Betrachten wir deshalb einmal einen unserer evangelischen Gottesdienste in seinem gewohnten Verlauf mit kritischen Auge, und nehmen wir ihn nicht aus unserem deutschen Süden, wo er dem Einfluß der reformirten Kirche zufolge, eine überaus einfache Gestalt gewonnen hat, sondern aus dem lutherisch gefärbten Norden unseres Vaterlandes. Denn in dem „liberalen“ Baden, in dem sich die Einzelgemeinden sehr verschiedenartige Gottesdienstordnungen erstritten haben, wie in dem „pietistischen“ Württemberg; wird im Allgemeinen die an und für sich sehr einfache Gottesdienstform auch noch von den Geistlichen von Altersher sehr frei und „subjektivistisch“ behandelt und zeigt in Folge davon eine erhebende Frische und Lebendigkeit, die nur da und dort noch durch die Wucht eines mechanischen Gewohnheitsformalismus niedergehalten wird.

Doch sehen wir uns nun den Gottesdienst selbst in seinen einzelnen Bestandtheilen an. Da präsentirt sich dem freilich schon das Gehäuse desselben in der Regel in einer wenig ansprechenden, oft geradezu in einer häßlichen, kläglichen und verwahrlosten Gestalt. In den letzten Jahrzehnten zumal hat das katholisirende Schaukelsystem des modernen Orthodoxyismus auch in dem Kirchenbau seine volle Productionsunfähigkeit in monumentalem Stile bewiesen. Wenn wir daran denken wie das Mittelalter in den ergreifenden Wunderwerken der gothischen Dome den vollen kultischen Ausdruck seiner Religiosität gefunden hat; wenn wir daran denken wie später der Jesuitismus, indem er den Kampf gegen den Protestantismus auch auf der Kanzel aufnahm, neben den gothischen Dom, der für die Predigt weder bestimmt, noch geeignet war, seine, trotz des Popsityls überaus zweckmäßigen Auditoriumskirchen baute, — dann können wir uns nicht verhehlen daß der Protestantismus den seinem Wesen entsprechenden Kirchen-

baustil noch nicht entdeckt hat. Fast überall fehlten ihm, dem aus den blutigsten Kämpfen geretteten, freilich schon die äußeren Mittel, welche ohne den Glauben an die Verdienstlichkeit der guten Werke und der frommen Stiftungen gar schwer auf's Neue zu gewinnen waren; aber auch wo sie sich noch oder von Neuem fanden, hat man sie meist in local-patriotischem Bürgersinn vorzugsweise auf stolze Thürme mit künstlichen Uhren und stattlichem Geläute verwendet, an welche Thürme dann — man denke nur an den Gensdarmenmarkt in Berlin — oft das elendeste Kirchlein angeklebt wurde.

Aber ist es denn so schwer zu sagen, was für eine Art von Kirchengebäuden der Protestantismus eigentlich brauche? Ich glaube die Geschichte und die Grundsätze der Reformation geben uns darüber die deutlichsten Fingerzeige, wenn man nur darauf hätte achten und nicht die ganz anderen Zwecken dienenden katholischen Kirchenbauten um jeden Preis hätte imitiren wollen.

Die Reformation begehrte bekanntlich in allen Dingen so viel als möglich zur apostolischen Kirchengestalt zurückzukehren. Nach diesem Grundsatz mußte auch der apostolische Gottesdienst das natürliche Vorbild des protestantischen werden. Dieser aber entstannte der jüdischen Synagoge und hatte zunächst gar keine Beziehung auf den jüdischen Tempeldienst. Der apostolische Gottesdienst war thatsächlich gar nichts anderes, als ein Hausgottesdienst mit Gebet, Schriftlesung, religiösen Reden und Besprechungen und etwa mit Gesang. Der Katholicismus der byzantinischen und römischen Zeit hat jedoch sehr bald angefangen diesen christlichen Synagogendienst zu einer Art von Tempeldienst umzugestalten und hat in sichtlichem Anschluß an den jerusalemischen Tempeldienst die Zeremonie, die dramatische und melodramatische Handlung, die symbolisirende Darstellung zunächst neben, dann aber bald weit über die Predigt gestellt. Das übte naturgemäß auch auf den Bau der Kirchen einen mächtigen Einfluß. Im Anfang hatte man die Basiliken, die Gerichtshallen, für die christlichen Gottesdienste der Zeit Konstantin's des Großen benutzt und deren Form ist lange Zeit die Grundform geblieben.

Aber immer markirter erhob sich dann vor den Augen der Gemeinde das Chor als eine Art von Bühne mit dem Opferaltar sammt seiner glänzenden Priesterschaft, eine besondere Stätte der heiligen „Handlungen,“ von wo als Centralpunkt des Gottesdienstes und des Gotteshauses zuletzt die Monstranz mit ihrem Mysterium wie ein heiliger Graal des himmelanstrebenden Gewölbbaues, wie der leuchtendste Wunderstern der Zauberreligion des Mittelalters zur fernen Gemeinde nieder glänzte. Die Kanzel aber, die Stätte des nüchternen und verständigen Wortes, wurde draußen unter dem Volk, architectonisch und cultisch nebensächlich, an irgend eine Säule angeklebt.

Was sagt nun Luther zu solchem Gottesdienst? Er sagt das klare und wahre Wort, „: Siehe das ist der rechte Gottesdienst wozu man keiner Glocken, keiner Kirchen, keiner Gefäße noch Zierde, keiner Lichter noch Kerzen, keiner Orgel noch Gesang, keiner Gemälde noch Bildniß, keiner Tafel noch Altar, keiner Klappen noch Platten, keines Räucherens noch Sprengens bedarf, denn das sind alles Menschenfündlein und Aufsätze, die Gott nicht achtet und die den rechten Gottesdienst mit ihrem Gleifen verdunkeln. Es bedarf nur Eines, des Evangeliums, daß man das wohl treibe und daraus den echten Gottesdienst dem Volk bekannt mache, nämlich solch ein Herz und Leben das in Gottes Gnaden steht.“⁷⁾

Dieser Grundsatz, der stets der des Protestantismus bleiben wird, fordert nun doch wohl von uns, daß wir uns das Kirchengebäude im Wesentlichen als einen Hörsaal denken, mit dessen Charakter sich eine gewisse Erhabenheit und Majestät, edle Würde und hohe Schönheit wohl vertragen. Der Protestant hätte deshalb von jeher mißtrauisch sein sollen gegen den hallenden und schallenden Gewölbebau der Gothik, der zudem in kleinem Verhältnisse nach Außen wirkungslos, im Innern kellerartig, kalt und schwer erscheint. Der Protestantismus sollte, zumal in unserm Klima, ernstlich daran denken, für seine Gottesdienste solche Räume zu schaffen, die auch in kalter Winterzeit ein stilles, ungestörtes Lauschen auf die Pre-

digt, selbst dem Leidenden und Zarten möglich machen. Edel und ruhig, licht und klar Locke uns schon der Raum zu freundlichem Verweilen, anstatt daß uns erblindete Fenster, graue schmutzige Wände, häßliche und unbequeme Bänke unfreundlich anstarren, anstatt daß Staub und Spinnenweben, modrige Luft und nasskalte Steinplatten uns an unbewohnte Räume, an verlassene Hallen erinnern.

Freilich die prosaischen, im Zehntscheunenstil gebauten Kirchen des achtzehnten und des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts sind auch nicht zu loben, sondern so poesielos und unschön als möglich. Aber dadurch sind unseren Kirchen, denen natürlich allmählig auch etwas Weniges von dem allgemeinen Aufschwung der Architektur zu Gute kam, keineswegs ihren Zwecken entsprechender geworden, daß der neuromantische Protestantismus der Fünfzigerjahre das Vorhandensein eines besonderen, deutlich hervortretenden Chores zum architectonischen Schibboleth des bekennnistreuen Protestantismus wählte! Was soll denn aber ein Chor ohne Opferaltar, ohne Priesterschaft, ohne die leibliche Gegenwart des Erlösers als Mittel- und Augenpunkt des Gotteshauses? Die protestantische Kanzel, als die Stätte der Predigt, welche nun einmal der Kern und Stern unserer Gottesdienste ist, müßte naturgemäß auch der beherrschende Punkt des protestantischen Kirchenbaues sein, eines Baues, in den wir gar wohl die Plastik und Malerei, wie jede echte und edle Kunst, nach dem schönen und weisen Lutherwort einführen dürfen: „wir sollten unsere Kirchen wohl ehrbarlich zieren, aber darinnen sollte ein Maas sein.“⁸⁾ Dieses Maß aber lehrt uns freilich kein kirchliches Dogma, sondern der edle Geschmack, der Sinn für die echte Kunst und das ewig Schöne.

Auch hier freilich trug und trägt noch heute die bisherige Verbindung von Staat und Kirche, oder vielmehr die wenig sympathische Herrschaft der Bürokratie, gar Vieles zu dem kläglichen Zustand unserer Kirchengebäude bei. Wenn jeweils dem staatlichen Bauinspector eines kleinen Regierungsbezirkes auch die Erbauung

der in diesem Bezirk nöthig gewordenen Kirchen übertragen wird, eine Arbeit, die ihm vielleicht ein- oder zweimal in der Zeit seines dienstlichen Wirkens vorkommt, dann darf man sich doch wahrlich nicht wundern, wenn sich uns bald an jeder Landstraße die unreifsten und wunderlichsten Einfälle, die schülerhaftesten Versuche in monumentaler Gestalt präsentiren. Erst wenn der evangelische Kirchenbau eines ganzen Landes in die Hände einer besonderen Behörde gelegt und deren ausschließliches Studium und Arbeitsfeld wird geworden sein, werden wir endlich auch den echten protestantischen Baustil entdecken, auf den vorerst die bekanntgewordenen Konkurrenzpläne des Berliner Dombaues fast wie eine bittere Ironie erscheinen.

Aber treten wir nun endlich in die Kirche ein. Der Gottesdienst beginnt, vielleicht aus keinem andern Grunde, als dem des Herkommens, zur altgewohnten Stunde, welche manchmal sehr schlecht in die jetzige Eintheilung des Tages paßt. Schon hierin wäre an manchen Orten Einiges zu bessern und ganz besonders werden noch gar zu selten die traulichen und bequemen Abendstunden für Gottesdienste benützt, — weshalb? Weil man es nicht gewohnt ist, und etwa die so leicht zu erstellende Beleuchtung fehlt.

Bei dem Eintritt in die Kirche stehen wir aber leider, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Kirchen Norddeutschlands vor einem neuen und handgreiflichen Uebelstand, nämlich vor verschlossenen Kirchenbänken, welche sich zu dem Worte Jesu: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid,“ gar wenig reimen wollen. Während wir uns aber eine bescheidene Ecke suchen, sehen wir vielleicht noch dazu, als echtes Seitenstück zu der im zweiten Kapitel des Jakobusbriefes so drastisch geschilderten Scene, wie ein dienstfertig voraus hastender Kister der mit frommem Selbstbewußtsein einher schreitenden, von Gatte und Kindern gefolgte Dame der hohen Welt die Thüre eilig erschließt!

Längst hätte wohl die Macht der Presse diese jedem Gemeinbewußtsein widersirebende Einrichtung zu Falle gebracht, wenn

nicht der Tourist und Literat, welcher etwa einmal den Domchor, oder einen berühmten Chrysostomus des neunzehnten Jahrhunderts hören, oder vielleicht in der Kirche Gelegenheit nehmen will, allerlei hohe Herrschaften zu sehen, für Geld und gute Worte für das eine Mal einen schicklichen Platz fände, und für die Zukunft keinen weiteren persönlichen Anspruch erhöhe.

Doch, die Orgel beginnt! Man kann allerdings nicht verlangen, in jeder Kirche einen Johann Sebastian Bach zu treffen, aber daß zuweilen von Männern allgeringster Befähigung Jahr aus, Jahr ein ein paar Präludien abgehaspelt werden, wie sie als die Leichtesten im altgewohnten Choralbuch stehen, oder daß gar allerhand Fantasien mit Nenniscenzen aus allerlei Lieberfranzquartetten ertönen, ist gewiß auch wenig geeignet, die Gemeinde zum Voraus in eine gehobene Stimmung zu versetzen.

Aber da, wo, wie im Norden und Osten Deutschlands, noch jene lange Liturgie besteht, die wir im Süden nicht mehr besitzen, ist auch die Gemeinde jetzt noch kaum vertreten. Die Schuljugend und etliche alte Leute, die es noch für recht und ziemlich halten, den Gottesdienst als ein Ganzes mitzufeiern, erledigen diesen sich hinlänglich als „Vorwort“ charakterisirenden Theil des Gottesdienstes, während dessen das jüngere Geschlecht allmählich zur Predigt eintritt und deren Amen wieder als Signal des Aufbruchs betrachtet. Ach dieser jungen und lebensfrischen Welt ist die alt ehrwürdige Liturgie nur eine alte, lange Litanei, eine zerfallene Ruine, über welcher für ihre Augen nicht einmal der Zauber der Poesie, sondern nur ein müder Todesschlaf der Langenweile ausgebreitet ist. Mehr ist sie aber allerdings auch nicht, als ein feines Glanzes und seines Kernpunktes beraubtes Trümmerwerk der alten katholischen Messe.

Das Beste am Ganzen ist noch der Choral. Aber auch er ist alt geworden und schleicht nur allzuoft wie ein müder Greis dahin. An manchen Orten steigt noch „zu einiger Abwechslung“ zwischen seinen abgebrochenen Sätzen die Fantasie des Organisten

die Himmelsleiter der Interudien auf und nieder, bis die ausgeruhete Gemeinde wieder mit den langgezogenen Posaumentönen schwerer Pfundnoten einsetzt und sich mühsam bis zum nächsten Raftpunkt weiter schleppt.

Die übrigen Bestandtheile der Liturgie sind leider gar oft dem entsprechend. Da sind noch einzelne Trümmer der katholischen Responsorien, der Wechselgesänge zwischen Priester und Gemeinde, da findet sich nur allzuoft ein singendes, monotones Vorlesen längst bekannter Gebetsformeln und jener oft gehörten Evangelien und Epistelstücke, auf welche der altherkömmliche Perikopenzwang den Lehrinhalt unserer Gottesdienste reducirt hat, oder auch noch des apostolischen Symbolums, von dem Nicänischen oder Athanasianischen gar nicht zu reden!

Mit diesen trümmerhaften Resten der alten Messe, die nicht selten möglichst flüchtig abgemacht werden, oder auch mit hohler Gravität zu wirksamere Geltung gebracht werden wollen, steht es freilich in einer gewissen Harmonie, wenn, wie durch Zufall oder Vergessen, der geringere Theil des katholischen Altarschmuckes, die Lichter und die Blumen, welche ehemals das Sanctissimum umrahmten, oder ein grasses Kreuzifix zurückgeblieben sind — um von der ehemals weltlichen, nun für geistlich erachteten Amtstracht der Geistlichen, oder gar dem neuen Hegel'schen Bartdogma Berlins gänzlich abzusehen.

In dem Süden Deutschlands ist der Kirchengesang fast ausschließlich auf den Choral zurückgegangen und doch tritt dessen mächtige Wirkung erst neben der übrigen Musik so recht wirksam hervor, und geradezu langweilig ist es ja doch, wenn ganze Lieder, Vers für Vers, von einer immer müder werdenden Gemeinde abgefangen werden, vielleicht ein oder das andere Mal in Folge eines liturgischen Prinzips des Predigers, sehr oft aber auch nur, weil derselbe seine Predigt derweilen noch einmal recapitulirt, oder warten will, bis der Klingelbeutel seinen andachtstörenden Umgang vollendet hat.

Wenn statt dessen die Liturgie da und dort durch einen oder zwei, höchstens drei Choralverse bekannter und beliebter Lieder unterbrochen und dabei auch ein passender Wechsel der Melodien angestrebt würde, dann stände die Sache schon um Etwas besser und wäre auch Luthers Wunsch erfüllt: „Die langen Gradual, so man in der Fasten singet, und dergleichen, so mehr denn zweien Verse haben, mag, wer da will, daheim in seinem Hause singen; in den Kirchen wollen wir nicht, daß der Gläubigen Geist mit Ueberdruß gedämpft werde.“⁹

Auf die Responsorien freilich werden wir als weiteren Bestandtheil unserer Liturgie verzichten müssen. Daß der Geistliche in einen förmlichen Wechselgesang mit der Gemeinde eintrete, erscheint unserem Volke nicht nur als katholisirend, es würde auch in den meisten Fällen unschön sein und nur ein Gefühl des Mangelhaften und Unzulänglichen erwecken. Wenn aber ausnahmsweise einmal ein Geistlicher „recht schön“ fänge, so würden wenigstens unsere Städter dadurch in einer störenden Weise an Oper und Concert erinnert werden. Daß aber die Gemeinde singe, der Geistliche dagegen spreche, ist gewiß nur ein Nothbehelf, und dazu ein recht schlechter.

An die Stelle dieser Responsorien trete der Wechselgesang der Gemeinde mit der Schuljugend, und wo es angeht mit einem Sängerkhor. Eine solche Einrichtung würde besonders in kleineren, geschlossenen Gemeinden ein lebhaftes Interesse der Kleinen wie der Großen erwecken, weil so der Gemeinde selbst eine wirkliche Mitthätigkeit im Gottesdienst zufiele, und würde zugleich ein sehr wirksames Mittel der Pflege des musikalischen Sinnes und Lebens unseres Volkes sein. Diese, wie überhaupt den ästhetischen und pädagogischen Einfluß der Gottesdienste sollte man in Hinsicht der Volkserziehung, mehr als man bisher gewohnt war, im Auge behalten. Denn wenn man sich beispielsweise fragt, weshalb überall, wo noch Nationaltrachten sind, die Katholiken die grellen, bunten Farben lieben, während die Protestanten sich auf schwarz, braun

und weiß zu beschränken pflegen, so darf man wohl an den bunten Eindruck ihrer Kirchen und ihrer Heiligenbilder in Haus und Kirche denken. Die reinliche Sauberkeit, die würdige Einfachheit einer Kirche wird unwillkürlich auf die häusliche Sauberkeit und Ordnungsliebe wirken, wie die Pflege eines lebendigen Kirchengesanges unfehlbar den musikalischen Bildungstrieb der Gemeinde am kräftigsten anregen wird. Wenn freilich im Jahr 1729 in Leipzig die Bach'sche Matthäuspasion wirklich im Gemeindegottesdienst aufgeführt worden ist, so werden wir eine solche Ausdehnung des Kunstgesanges als Bestandtheil eines Gottesdienstes nicht mehr für geeignet halten, sondern das mit Recht einem Kirchenkonzerte zuweisen. Aber den Kunstgesang, wie Einige wollen, an und für sich mit sammt der Instrumentalmusik grundsätzlich aus dem Gottesdienst zu verbannen: das hieße doch eigentlich nichts Anderes, als die Tradition aller Culte verleugnen und der Musik ihre edelste und wirkungsvollste Heimstätte rauben. Nicht die Kunst, nur die Künstelei, nicht die wirkliche musikalische Leistung, sondern nur das Virtuosenhum, wie die Stümperei, bleibe unerbittlich verbannt, und nur das komme zur Darstellung, was mit den vorhandenen Mitteln und Kräften mit Sicherheit und Präzision ausgeführt werden kann. Auch hierin dürfen wir uns auf das gute Lutherwort berufen: „Ich bin nicht der Meinung, daß durch das Evangelium alle Künste sollen zu Boden geschlagen werden, sondern ich möchte alle Künste, sonderlich die Musica, gerne im Dienste dessen sehen, der sie gegeben und geschaffen hat.“¹⁰

Bei dem Gemeindegesang kommt nun aber nicht nur die Melodie, es kommt auch der Text des Gesangbuchs in Betracht, und da müssen wir wohl überall bekennen, daß unsre Gesangbücher in der Regel nicht bieten, was sie bieten sollten und könnten. Einmal sind es meistens dicke Andachtsbücher zum Lesen, anstatt kleine Liederfassungen für den kirchlichen Gemeindegesang zu sein. Dann stammen sie entweder aus so alter Zeit, daß sie den Singenden eine dogmatische Weltanschauung in den Mund legen,

die auch in den kirchlichsten Gemeinden nur die Allerwenigsten wirklich in sich tragen; oder sie gehören jener rationalistischen Periode an, in welcher das Kirchenlied zur gereimten Predigt wurde, und einen didaktisch deklamatorischen statt eines lyrischen Charakters annahm, wobei zudem oft jeder Hauch wahrer Poesie vermisst wird. Diesen deklamatorischen Charakter trägt beispielsweise selbst das so schöne, und für die Schule so geeignete Gellert'sche Lied „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“. Denn eigentlich sanglich für eine Gemeinde sind doch die Worte kaum:

Wer hat mich wunderbar bereitet?
 Der Gott der meiner nicht bedarf.
 Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
 Er, dessen Rath ich oft verwarf.
 Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
 Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
 Wer läßt mich so viel Glück genießen?
 Ist's nicht sein Arm, der Alles schafft?

und wie soll man in dem Gellert'schen Liede „Wenn ich, o Schöpfer, Deine Macht“ zc. die Strophe als Volksgesang denken:

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
 Dich preist der Sand am Meere.
 „Bringt,“ ruft auch der geringste Wurm,
 „Bringt meinem Schöpfer Ehre!“
 „Mich,“ ruft der Baum in seiner Pracht,
 „Mich,“ ruft die Saat, „hat Gott gemacht;
 Bringt uns'rem Schöpfer Ehre“.

Diese Mängel der rationalistischen Gesangbücher und zahllose Exempel der Geschmacklosigkeit und Unpoesie sind von der sogenannten gläubigen Theologie der Raumer-Mühlerschen Periode — denn ein wenig wird ja die Theologie immer vom heiligen Geist und ein wenig von dem Cultusminister inspirirt — so ausgiebig erörtert, auch übertrieben worden, daß keine Proben nöthig sein dürften, um über diesen Uebelstand außer allem Zweifel zu sein. Aber freilich, was jene Männer dafür boten, war so roh und ge-

schmacklos, so ganz nur dazu gemacht, um den Gemeinden mindestens in ihrem Gesang die alte Dogmatik des siebzehnten Jahrhunderts aufzuzwingen, daß seitdem in den Gemeinden das tiefste Mißtrauen gegen jede Gesangbuchsänderung lebt. Und auch die Besseren unter jenen Theologen der „Gesangbuchsnoth“, wie Wackernagel und Andre, haben dabei wenigstens das vergessen, daß ein evangelisches Gemeindegesangbuch keine Beispielsammlung zur Literaturgeschichte des Kirchenliedes ist, und daß auch die besten Lieder für die Zwecke des Gemeindegebrauchs sich nothwendiger Weise eine entsprechende Bearbeitung müssen gefallen lassen. Für historisch berühmte Lieder, wie Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott“ mag darin eine Ausnahme gemacht werden. Aber schon in seinem Lied „Aus tiefer Noth u.“ können wir unmöglich mehr singen:

Vor Dir gilt nichts als Gnad und Günst,
Die Sünde zu vergeben;
Es ist doch unser Thun unsinnst
Auch in dem besten Leben.

und was sollen unsere Gemeinden mit der Strophe dieses Liedes anfangen, die sie singen läßt:

„Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.
So thut Israhel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeugt ward
Und seines Gottes harret.“

Ebenso ist es unmöglich, in der ergreifend schönen deutschen Bearbeitung, welche Paul Gerhard dem alten Liede Bernhards von Clairvaux »Salve caput cruentatum« in seinem „D Haupt voll Blut und Wunden“ zu Theil werden ließ, mit Andacht zu singen:

Du edles Angesichte,
Davor sonst schrickt und scheut
Das große Weltgewichte (moles mundi),
Wie bist Du so bespeit,
Wie bist Du so erbfeiget!

Wer hat Dein Augenlicht,
Dem sonst kein Licht nicht gleicht,
So schändlich zugericht'!

Nicht viel besser aber als mit den Gesangbüchern steht es mit den sogenannten Agenden, den amtlichen Liturgien und Kirchengebetbüchern der deutsch-protestantischen Kirche. Zwar gehört die preussische Agende vom Jahre 1829 zu dem Besseren was wir derart besitzen, aber doch enthält auch sie einige affectirte und wie die meisten deutschen Agenden wenige und sehr antiquarische Formulare. Nicht mehr blos alterthümlich, sondern antiquarisch darf man doch z. B. die auch in Baden noch am Charfreitag und Bußtag, also gerade an denjenigen Tagen zu verlesende alte Litanei nennen, an welchen sehr viele den Gottesdiensten sonst entfremdete Gemeindeglieder zu erscheinen und leider durch solche Dinge keineswegs angezogen zu werden pflegen. Oder sollten diese wirklich von Herzen die Worte mitbeten:

Vor des Teufels Trug und List,
Vor bösem, schnellem Tod,
Vor Pestilenz und theurer Zeit,
Vor Krieg und Blutvergießen,
Vor Aufruhr und Zwietracht,
Vor Hagel und Ungewitter,
Vor Feuers- und Wassersnoth,
Vor dem ewigen Tod
Behüt uns lieber Herr und Gott!
Durch Deine heilige Geburt,
Durch Deinen Lodeskampf und blut'gen Schweiß,
Durch Dein Kreuz und Tod
Durch Deine heilige Auferstehung und Himmelfahrt,
In unserer letzten Noth
Am jüngsten Gericht
Hilf uns lieber Herr und Gott!

Dagegen ist es in einer unangenehmen Weise modern und erweckt das Mißgefühl, daß eine bewußte und geschraubte Schönrednerei im Spiele sei, wenn das Charfreitagsgebet der preussischen Agende sagt: „Er (Christus) hat an sich genommen unser armes Fleisch

und Blut, damit er unsere Sünden möge tragen in unserem Fleische. Er hat blutigen Schweiß geschwizet in seiner größten Todesangst, damit wir in ihm Frieden, Trost und Freude erlangten. Er hat sich lassen binden, als einen Missethäter, damit wir von Sünden entbunden und frei würden. Er hat Schmach, Spott und Schande gelitten, daß wir unserer Sünde wegen nie zu Schanden werden dürften.“ Das Schlimmste liegt aber überhaupt darin, daß die ganze Gebetsliturgie eine statarische ist, daß ganz dieselben Sprüche und Formeln immer wiederkehren und daß die Selbsttäuschung durchgängig festgehalten ist, daß eine Gemeinde ein Gebet um so herzlicher mitbete, wenn sie es schon hundert und tausend mal gehört habe: ein Prinzip, dessen Konsequenz meiner Ansicht nach zu gar nichts Anderem führt, als zum Rosenkranz. Ich habe die entgegengesetzte Ueberzeugung und behaupte, daß auch der Geistliche eben deshalb die Gebete so oft so schlecht und ausdruckslos vorbetet, weil er sie wie auswendig her sagt, oder weil er, um der Gefahr des gedankenlosen Herplapperns auszuweichen, dieselben mit einer unnatürlich forcirten und affectirten Declamation vorträgt. Dieser stereotype Charakter der Liturgie wird übrigens von vielen Theologen als ein wohlbewußtes und wohlbegründetes Prinzip vertheidigt. Die sogenannte bekennnistreue Theologie ist nämlich der Ansicht, daß eine solche bekennnistreue und streng vorgeschriebene Liturgie durch die ihr inwohnende Kraft den Schaden einer rationalistischen Predigt zu paralysiren, den Mangel einer schwachen Predigt aber einigermaßen zu ersetzen vermöge.

Ich finde nun freilich, daß unser protestantisches Volk, welches eben keine liturgischen Theorien im Kopfe hat, in allen seinen theologischen Richtungen darin mit Luther vollständig einig ist, daß die Predigt das Hauptstück des Gottesdienstes sei, und daß man eben zur Predigt gehe und nicht zur Liturgie, welche man vielmehr nur als den üblichen Rahmen der Predigt ansieht. So viel natürliche Aesthetik des Geistes hat aber zudem auch der ge-

meine Mann, daß er sich durchaus unangenehm berührt findet, vielleicht ohne sich selbst den Grund richtig angeben zu können, wenn Predigt und Liturgie, wenn Rahmen und Bild so ganz und gar nicht zu einander passen. Wie wenig aber die Liturgie an und für sich allein wirksam ist, haben die zahllosen und doch überall verunglückten Versuche der Einführung bloß liturgischer Gottesdienste gezeigt. Das Volk findet sie einfach leer und langweilig und mißachtet den Prediger, der nicht predigen will, nach dem treffenden Lutherwort: „Des Priesters Werk ist predigen; wenn er aber nicht predigt, so ist er eben ein Priester, wie ein gemalter Mensch ein Mensch ist.“¹¹⁾ Der musikalisch und ästhetisch Gebildete aber findet bald, daß ihm ein Kirchenkonzert doch noch sehr viel anziehender ist, als diese liturgischen Konzertgottesdienste. Der evangelische Gottesdienst bedarf einer Liturgie: des Gebets und des Gesanges neben der Predigt; um so eifriger aber sollte er darnach streben, daraus ein künstlerisches Ganze zu schaffen, in welchem Gesang und Gebet in volle Harmonie zur Predigt träte. Ja, man müßte es den einzelnen Geistlichen nicht allein gestatten, sondern geradezu zur Pflicht machen, dieses Ziel durch Bearbeitung und harmonische Zusammenstellung der Liturgie stets im Auge zu behalten. Es wird dabei immer noch gut und nützlich sein, wenn ihm hiezu eine möglichst reiche autorisirte Sammlung kirchlicher Formulare und Gebete geboten wird, noch viel reicher als die jetzigen Agenden, aber daneben müßte es sein Recht und seine ernste Verpflichtung bleiben, diese Formulare nach Ort, Zeit und Gelegenheit zu modifiziren, umzugestalten oder neu zu schaffen. Der interessante literarische Streit, welchen vor Kurzem die beiden schweizer Reformer Heinrich Lang u. A. Vigius in der Berner „Reform“ über das freie oder agendarische Gebet im Gottesdienst führten, entscheidet sich schließlich für die Praxis doch wohl dahin, daß man dem Manne, dem man die Predigt und die Wahl des Liedes überläßt, auch die Auswahl und Gestaltung der Gebete überlassen, ihm aber andererseits doch auch ein amtlich ge-

sammeltes und gefichtetes Material in die Hände geben müßte. Jedenfalls aber meine ich, müßte das liturgische Gebet im öffentlichen Gottesdienst, einzelne Ausnahmefälle abgerechnet, nothwendigerweise ein ernstlich vorbereitetes sein, und es paßt sich auch, daß es als das gemeinsame Gebet der ganzen Gemeinde in der Regel, wie das Textwort aus der Bibel, aus dem Agendenbuch vorgelesen wird. Am unziemlichsten erschiene mir ein den Schein des freien Sprechens erstrebendes Lesen; dem Gottesdienst entspricht, wie ich meine, nur ein auch für das Auge erkennbares Verlesen aus einem würdig aussehenden Buche — also auch nicht aus einem Pfennigtestamentchen, wie man das zuweilen sieht — oder die vollkommen freie Rede. Das Gebet aber wird am besten gelesen, weil hier jede Ungeschicklichkeit des Ausdrucks von der Gemeinde auf das Mißlichste empfunden wird und hier eine unrichtige Sazbildung, eine unpräzise oder gesuchte, affectirte oder künstlich alterthümliche Sprache eben so störend wirkt, wie ein äußerliches Konglomerat von allerlei Bibelsprüchen; hier soll die andächtige Empfindung des Predigers, wie die der um ihn versammelten Gemeinde, ihren ruhigen, besonnenen und natürlichen Ausdruck finden, und das ist Etwas, was sich nicht so leicht und von Niemand in jeder Stimmung, aus dem Stegreif bilden läßt.

Wenn aber das gemeinsame Gebet gelesen wird, dann scheint es mir auch nicht unbedingt nöthig zu sein, daß das durchaus durch einen theologisch gebildeten Mann, durch den „Geistlichen“ geschieht. Wir haben leider im protestantischen Gottesdienst das Vorbild des apostolischen darin noch nicht erreicht, daß wir den „Priester“ wirklich beseitigt und neben dem Schriftgelehrten Prediger der Gemeinde auch dem Laien das miterbauende Wort wieder gestattet hätten. Nur bei kirchlichen Vereinsfesten begegnen wir zuweilen und zwar oft sehr ergreifenden Ansprachen von Nichtgeistlichen und gerade das öffentliche Gebet wie es auf badischen Generalsynoden, oder auch auf kleineren Vereinsversammlungen zuweilen von Nichtgeistlichen gehalten wird, macht aus deren Munde

zuweilen einen viel mächtigeren Eindruck, weil es hier vor den Anwesenden mehr als die persönliche That des betreffenden Mannes, und nicht als eine bloße Uebung einer formellen Amtsgewohnheit erscheint. Ich glaube nicht, daß unsere Gottesdienste etwas an Würde einbüßen, daß vielmehr sie und das christliche Gemeindebewußtsein überhaupt wohl recht viel gewinnen möchten, wenn z. B. die Kirchenältesten, natürlich ohne Noth und Zwang, als Gehülften des Geistlichen in dem Gottesdienst eintreten, das Gemeindegebet sprechen, sich bei der Austheilung des Abendmahls betheiligen und bei geeigneten Anlässen auch selbständig das Wort ergreifen würden. Man kann ja ohne irgend welchen hierarchischen Beigeschmack die gewiß wohlbegründete Forderung stellen, daß jeder öffentliche Gottesdienst unter der Leitung eines verantwortlichen und mit den nöthigen persönlichen Kenntnissen und Eigenschaften ausgerüsteten, von der Kirche hiezu autorisirten und bestellten Mannes, — und das ist ja doch im Grunde der protestantische Pfarrer, und nichts Anderes — vollzogen werden sollte; aber diesem Pfarrer neben dem Gemeindegesang ausschließlich und grundsätzlich Alles zuweisen: das heißt ihn doch eigentlich in unprotestantischem Sinn wieder über die Gemeinde und in die Funktion eines Priesters stellen. Wenn es aber möglich wäre da oder dort auch einmal einem Nichtgeistlichen die Predigt zu übertragen — und solche Männer wären doch zuweilen auch zu finden — so müßte das gewiß einen ungemein belebenden Einfluß üben und unprotestantisch und unevangelisch wäre es sicherlich nicht.

Mit einigen Worten mag auch hier des Streitens über die richtige Stätte des liturgischen Gebetes gedacht werden. In der katholischen Kirche kniet der für die Gemeinde betende Priester an deren Spitze und deshalb ihr den Rücken wendend, vor dem gegenwärtigen Christus des auf dem Altar befindlichen Sanktissimums; dann aber, wenn er im Namen des Herrn zu segnen oder zu lehren hat, wendet er sich der Gemeinde zu. Mit dem Sanktissimum ist aber auch hierin dem evangelischen Gottesdienst der sceni-

sche Anhalt geraubt und so ist nun für uns offenbar die Kanzel wie der Altar gleichmäßig für das Gebet geeignet. Keinenfalls also hat es irgend einen natürlichen Sinn, wenn der protestantische Geistliche der Gemeinde den Rücken wendet, oder wenn er selbst bei der kürzesten Form des Gottesdienstes darauf Werth legt, zuerst am Altar, dann auf der Kanzel und schließlich wieder am Altar zu erscheinen. Hat man aber einmal einen „Altardienst“, dann sollte der betende Geistliche doch auch nicht vor dem Altar stehend demselben den Rücken wenden, sondern, wie es in unserem Süden üblich ist, hinter den Altar treten. Freilich wenn man dann wieder die bei uns abgekommene Aufstellung eines Cruzifixes auf den Altar einführt, welches den hinter dem Altar betenden Geistlichen verdecken würde, so muß derselbe beim Gebet nothwendiger Weise dem Altar und Cruzifix den Rücken wenden, was doch wieder allen Grundsätzen einer kirchlicher Symbolik widerspricht.

Nicht minder mißlich sind die zuweilen auftauchenden Versuche in dem protestantischen Gottesdienst das Knieen beim Gebet oder doch beim Empfang des Abendmahls wieder einzuführen. Wenn der Katholik vor dem Sanktissimum oder dem Heiligenbild kniet, so hat das einen ebenso augenfälligen als natürlichen Sinn, vor dem unsichtbaren Gott zu knieen haben schon die Juden nicht als nothwendig betrachtet, vielmehr stehend oder knieend die Hände gegen den Himmel erhoben. Allerdings ist für uns das Knieen die gewohnte Symbolik des Gebetes und wo es Übung und Sitte ist, besteht kein Grund es zu beseitigen, wo es aber nicht Sitte ist, es wieder einführen zu wollen, das heißt doch, auf etwas Außerliches einen Werth legen, der ihm nicht zukommt, und wird von der Gemeinde nicht ohne richtiges Gefühl als ein katholisirendes, dem symbolischen Ceremoniendienst zugewandtes Bestreben angesehen.

Neben dem Kirchengebet erscheint jedoch in den erweiterten

Formen des protestantischen Gottesdienstes noch die sogenannte Lektion, ein Vorlesen von Bibelstellen und Bekenntnisformeln.

Was zunächst das Vorlesen dieser letzteren, nämlich des apostolischen, nizänischen oder gar des athanasianischen Glaubensbekenntnisses betrifft, welche drei heute noch jeder preußische Soldat in seinem Tornister, schwerlich aber in seinem Herzen, mit in die Schlacht trägt, so kann ich einmal als Gegner alles stereotypen Formelvortrages darin keinen wahrhaft belebenden Theil eines Gemeindegottesdienstes finden, ja bei der gegenwärtigen Stellung unseres Volkes zu dem Wortlaut dieser Bekenntnisse, ihre Verwendung nur da billigen, wo sie zugleich erklärt, besprochen und angewendet werden; denn diejenige Gemeinde, welche sofort weiß, was sie unter dem Wort „niedergefahren zur Hölle“ oder „Auferstehung des Fleisches,“ von den schwierigen und schwerverständlichen Formeln des Athanasianums gar nicht zu reden, sich als Gegenstand ihres Glaubens vorstellen soll, die ist meines Erachtens höchstens in einem sehr bestimmt unterrichteten Conventikel zu finden. Unsere Gemeinden aber aufzufordern, etwas als ihren Glauben zu bekennen, von dem nicht nur sie, sondern sehr oft auch die Geistlichen selbst, keineswegs deutlich erkennen und sagen können, was es eigentlich sein soll — das scheint mir doch der Würde und Weihe eines lebendigen und aufrichtigen Gottesdienstes zu widerstreben, ja es möchte wohl eines der kräftigsten Mittel sein, die suchenden, noch ferne stehenden Gemüther hinwegzuschleichen.

Etwas anders möchte es sich mit der Bibellektion verhalten. Auch hier ist das statarische Ablesen der bekannten Evangelien und Episteltexte gewiß für wenige Zuhörer von anregender Wirkung. Bei dem Theologen mag ein solches bloßes Vorlesen längerer Bibelstellen eine reiche Reihe von Gedanken und Empfindungen wecken, weil er sich viel mit denselben und ihrer Auslegung beschäftigt hat. Dem Laien aber erscheint es in der Regel als ein ermüdender Formalismus. Der ursprüngliche Zweck der Lektion,

das des Lesens unkundige Volk mit dem wichtigsten Inhalt der Bibel bekannt zu machen, hat ja doch heut zu Tage seine frühere Bedeutung verloren und thatsächlich werden auch nicht unbekannt, sondern die einem Jeden aus Schule und Gottesdienst längst bekannten Stellen vorgelesen. Das ihnen noch Unverständliche in denselben wird aber durch das bloße Vorlesen nicht klarer und das Bekannte und Begriffene übt nur dann eine erbauende Wirkung, wenn es in den speziellen Ideenkreis des betreffenden Gottesdienstes hereinfällt. Deshalb versuchen es auch manche Prediger, aber leider ist dazu oft viel Künstelei nöthig, die Lektion mit ihrem Text in Verbindung zu bringen. Wie viel einfacher, Lehrreicher und belebender aber würde das Alles doch werden, wenn man auch hier dem Prediger das Recht gäbe, ja die Pflicht auferlegte, jeweils durch die Gestaltung der Predigt oder durch die Wahl eines ihm geeignet scheinenden, besonders auch aus dem alten Testament gewählten Bibelabschnittes, welcher durch die Predigt seine Erläuterung fände, diese Lektion zu einem organischen und innerlich zusammenhängenden Theile des Gesamtgottesdienstes zu erheben. Dann möchte die Lektion recht wohl auch dazu geeignet sein, die Gedanken der Gemeinde sofort auf einen Vorstellungskreis zu richten, in dessen Peripherie dann auch der Text und die Predigt fallen und zu welchem ebenso auch die Lieder und Gebete gestimmt sein müßten. Würde das Alles dann wirklich als ein fest geschlossenes Ganze frisch und freudig in einander greifen und in der Regel den Zeitraum einer guten Stunde nicht überschreiten, dann würde auch bei jedem Besucher unserer Gottesdienste das Gefühl erweckt werden, daß er durch zu spät kommen wirklich zu spät gekommen und den harmonischen Eindruck des Ganzen verloren habe.

Den Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes aber soll und muß die Predigt bilden, und von ihr müssen wir allerdings in erster Reihe die Neubelebung unserer Gottesdienste erwarten. Aber was unsere Gottesdienste entvölkert ist doch auch heute nicht aus-

schließlich die geringe Beschaffenheit unserer Predigten, das ist ebenso gewiß auch die herkömmliche schlechte Gewohnheit so vieler Gemeindeglieder, insbesondere aus den gebildeten Ständen, sich dem kirchlichen Leben gegenüber theilnahmslos, ja oft mit einer gewissen Ostentation geradezu ablehnend zu verhalten und den Kirchenbesuch als eine Sitte des „dummen Volkes“ anzusehen. Das schlägt dann natürlich gerade zum Schaden der wirklich gebildeten Prediger aus, die begreiflicherweise hierdurch in eine sehr peinliche Stellung gebracht werden: das „gläubige Volk“ meidet ihre Predigt, um sich derbere und handgreiflichere Kost zu suchen und durch seine systematische Kirchenflucht zu demonstrieren, und der superkluge Liberale kommt dann schließlich auf seinem Sopha auch noch zu der Ueberzeugung, daß es doch an solchen Predigern liegen müsse, wenn ihre Kirchen nicht die Zugkraft üben, wie die der von ihrer Partei mit rühmenswerther Treue auf den Schild gehobenen Verkündiger der alleinseigmachenden Lehre. Es giebt ja in der That gerade unter den sonst Urtheilsfähigsten vieler Gemeinden eine große Anzahl von Leuten, welche allerdings nicht wissen können, ob ihre Prediger gut oder schlecht predigen, weil sie niemals einen derselben gehört und wenn sie es einmal gethan haben, sich nie über deren Aufgabe ernstliche Gedanken gemacht haben. Das sollte denn freilich auch anders werden, und so manche Erscheinung unserer Tage könnte den Gebildeten endlich deutlich machen, wohin es führt, wenn sie die Entwicklung der Kirche ganz und gar dem ungebildeten Haufen und dem Stand der evangelischen Pastoren, oder der katholischen Priester überlassen. Hier liegt ein Nebel vor dem Auge jedes nicht Allzukurzichtigen, welches schon so manchen gut angelegten Prediger von höheren Zielen zur trivialen Kirchlichkeit, von einer reineren Idealität zum rhetorischen Kanzelhandwerk, zum Geschmack und Ideenkreis der vorhandenen Zuhörerschaft herabgezogen, gar manchen auch zur Flucht aus solchem Stand und Beruf veranlaßt hat.

Bei allem dem aber muß natürlich die Predigt selbst ihre

hohe Aufgabe immer besser zu erfüllen suchen, wenn Gottesdienst und kirchliches Leben neu erblühen soll, denn schließlich gilt auch vom Gottesdienst jenes Lutherwort, daß er ohne Predigt nur ein Gottesdienst ist, „wie ein gemalter Mensch ein Mensch ist.“

Es wäre zu viel verlangt hier noch alle die Forderungen aufzustellen, welche die Gegenwart an die Predigt und die Prediger stellt, aber das Wichtigste für unsere Tage scheint doch zunächst etwa das Folgende zu sein.

Eine „langweilige Predigt,“ oder auch nur eine „rechte Predigt“, nennt man heute allüberall jede breite, umständliche Auseinandersetzung, die weder etwas Neues noch etwas Originelles bietet, noch Herz und Geist ergreift. Ach und unsere Predigten sind ja leider oft eben so langweilig, wie unsere Liturgien und zwar ganz durch dieselbe Eigenschaft: durch einen gewissen kirchlichen Popsstil der Gewohnheit und des herkömmlichen Schlendrians. Allerdings sucht mancher Prediger dem zu entkommen — aber nur zu oft auf verkehrten Wegen.

Da soll in jeder Predigt Nichts gewöhnlich, einfach und wirkungslos, sondern Alles ergreifend, erhaben und pathetisch sein. Aber damit wird jedes wirkliche und natürliche Pathos, das durch eigene Ergreifenheit andere ergreift, und seiner Natur nach nur in besonderen Augenblicken, wie eine heilige Flamme, hervorbrechen kann, unter der dichten Decke eines ununterbrochenen, aber eben deshalb hohlen und monotonen Kanzelpathos erstickt.

Da soll die Predigt ergreifend, begeisternd und erhebend sein; aber der Zuhörer setzt sich, kühl bis in's Herz hinein, auf seine Kirchenbank, er selbst nüchtern und prosaisch, aber schrankenlos in seinen Erwartungen, zu ernster Geistesanstrengung wenig aufgelegt und doch begierig in den siebenten Himmel religiöser Begeisterung erhoben zu werden ohne die Flügel der eigenen Andacht zu erheben. Was Wunder, wenn dann die stärksten Mittel der Rhetorik, die unheiligsten Künste des Effecthäscherei auch auf der christlichen Kanzel erscheinen und die momentane Bewunderung an-

statt einer bleibenden, heilsamen und geistig fördernden Belehrung erstrebt wird?

Aber auch gewisse theologische Anforderungen hat die ernstgemeinte Predigt zu erfüllen, die, wenn sie nicht mit geistiger Frische und Freiheit verstanden werden, den Prediger nur allzuleicht auf schlimme Abwege führen.

Da soll die Predigt mit vollem Rechte biblisch sein. Aber siehe da, sie wird nur zu oft zu einem reinen Kaleidoskop, zu einem Kartenspiel von Bibelsprüchen, die nach der Meinung des Zuhörers nur frisch gemischt zu werden brauchen um als neue Predigt zu erscheinen.

Da soll die Predigt dogmatisch sein und apologetisch und wird dadurch nur allzu oft zu einem doctrinären Vortrag oder einer reinen Advokatenrede für ein im wirklichen Leben längst verhalltes und vergessenes Dogma, dessen Werth und Zweck der theologisch ungeschulte Mensch der Gegenwart gar nicht mehr begreifen kann.

Da soll die Predigt eine Gemeindepredigt sein und ist doch aus lauter gelehrten Büchern geschöpft und wendet sich gegen allerlei Büchermeinungen, von denen der Zuhörer gar nichts weiß. Oder sie ignorirt die „gedruckte Welt,“ wird aber dafür, was freilich auch gar schlimm ist, so populär, daß sie nicht wie zu Menschen, sondern wie zu einfältigen Kindern redet und den denkenden Zuhörer beleidigt.

Gelehrt sei der Prediger, und der aufmerksame Kenner entdecke an jeder seiner Predigten die logische und theologische Schulung des Redners. Aber die Predigt selbst sollte dem Hörer dabei doch so einfach und volksthümlich erscheinen, wie die synoptischen Reden und Gleichnisse Jesu, und nicht auf die Zufallsbibliothek des Predigers, sondern auf die lebendige Gedankenwelt seiner Zuhörer basirt sein. In unserer Zeit, deren Signatur nun einmal unzweifelhaft eine gewisse religiöse, kirchliche und theologische Unsicherheit und Haltlosigkeit der meisten Gemeindeglieder ist, muß naturgemäß

die Predigt vor allem Andern belehrender Art sein; sie suche die einfachsten Fundamente wahrer Frömmigkeit wieder aufzurichten, und das nicht im Geiste des römischen Damianus, sondern des echt christlichen „Kommet her zu mir alle die ihr mühselig und beladen seid.“ Sie sei edel und der Anerkennung des Gebildetesten würdig, aber achte doch zugleich auf den Ausspruch Luthers: „Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen, gelehrten Zuhörern, denn mit hohen und prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, als es bauet. Viel mit wenig Worten sein kurz anzeigen können, das ist die Kunst und hohe Tugend, Thorheit aber ist's, mit viel reden nichts reden.“¹²⁾

Es ist eine unter Laien viel verbreitete Meinung, daß die häufig bemerkbare Monotonie und Langweiligkeit der Predigten zu einem großen Theil durch die überlieferte Sitte mit verursacht sei, nach welcher jede Predigt einen Text und zudem noch einen vorgeschriebenen, immer wiederkehrenden Text haben müsse. Ich halte es nun auch für einen wenig heilsamen Formalismus, daß man in geistlichen Kreisen weithin der Meinung ist, alle geistlichen Reden, wie z. B. Tauf-, Trau-, Leichen- und andere Reden, müßten auf ein Bibelwort basirt sein und eine Auslegung und Anwendung desselben enthalten. Hier giebt die Sache selbst den Ausgangspunkt und den Inhalt der Rede an, und der Text sammt seiner Auslegung erscheint nur zu oft an den Haaren herbeigezogen. Aber die eigentliche Predigt, die gottesdienstliche Verkündigung der ewigen christlichen Wahrheiten knüpft doch naturgemäß an deren ersten, klassischen und historisch so eminent wichtigen Ausdruck an, welchen sie in der heiligen Schrift gefunden hat. Darin liegt eben auch äußerlich ausgedrückt, daß hier eine alte Wahrheit verkündet und nur etwa in neuer Weise auf neue Verhältnisse angewendet werde. Daß man aber nur über die alten Perikopen predige, ist wohl nirgends mehr Gesetz, sondern überall wird der geistig lebendige Prediger, da wo Zeitverhältnisse oder persönliche Stimmung ihn zu anderen Texten führen, ausnahmsweise seine freigewählten Texte zu Grunde legen.

Daß aber für die Regel die alten Perikopen als Grundlage gelten, scheint mir viel besser, als wenn einzelne Geistliche gar zu sehr ihren persönlichen Neigungen und Liebhabereien fröhnen, und so unwillkürlich immer einseitiger und dadurch monotoner werden. Aber freilich sollte der Text nicht selbst zum Thema werden und die Predigt nicht den Charakter einer von Vers zu Vers in das Praktische abshweifenden Texterklärung annehmen. Von diesen sogenannten Homilienpredigten gilt nur zu oft jene scherzhafte Tischrede Luthers: „Ein Prediger soll bei der Proposition bleiben und das ausrichten, was er vorhat, auf daß man dasselbige wohl verstehe. Und gemahnet mich derselbe Prediger, die Alles wollen sagen, was ihnen einfällt, wie die Mägde, die zu Markte gehen: wenn ihnen eine Magd begegnet, so halten sie mit ihr einen Taschemarkt oder ein Ständerling; begegnet ihnen dann die andere Magd, so halten sie mit der auch eine Sprache; also thun sie mit der dritten und vierten auch; kommen also langsam zum Markte. Gleich also thun die Prediger auch, qui nimis procul discedunt a proposito, und meinen, sie wollen Alles gern auf einmal sagen. Aber es thut's nicht!“¹³⁾ Die Predigt wähle irgend eine wirkliche in dem Text berührte praktische Lebensfrage, für welche jeder denkende Mensch, wenn sie recht gestellt wird, ein Interesse haben muß, zum eigentlichen Gegenstand ihrer Darlegung und stelle sofort ihr Thema klar und für jeden verständlich an die Spitze, damit von vorn herein jeder Zuhörer wisse, worüber er heute Aufschluß erwarten dürfe, und nicht etwa vergeblich auf die Erörterung von Gegenständen warte, welche im Text ebenfalls berührt sind, in der Predigt selbst aber diesmal keine Besprechung finden sollten oder finden konnten. Je klarer und bestimmter man zum Voraus das Thema stellt und abgrenzt, umso sicherer erweckt man eine feste Aufmerksamkeit und um so näher kommt man dem von Luther so treffend ausgesprochenen Ziel: „Der beste Prediger ist der, von dem man sagen kann, wenn man ihn gehört hat: das hat er gesagt, wenn er gleich nicht viel Sprüche aus der Schrift führet und anziehet.“¹⁴⁾

Anstatt also in die feinen Specialitäten dogmatischer oder exegetischer Schulweisheit einzugehen, erfasse man die einfachen religiösen und sittlichen Fragen der Zeit und des ewig gleichen Menschenherzens, wie es Jesus auch gethan hat, sonst gleicht man schließlich doch auch jenem Prediger, von dem Luther scherzend erzählt, daß er in einem Hospital von alten Weibern vom Ehestand gepredigt habe, „lobete denselben und vermahnete sie dazu.“¹⁵⁾

Nicht in der bekannten trivialen Versform, sondern in klassischerer Diktion hat Luther an den Prediger die Forderung gestellt: „Zum Ersten, daß er auftrete, zum Andern, daß er das Maul aufthue und etwas sage und zum Dritten, daß er auch könne aufhören.“¹⁶⁾ Dazu aber, meinte Luther, sei weiter noth, „daß er die Wahrheit predige, nicht verschweige noch mummele, sondern unerfrocken bekenne, es treffe wen es wolle und Niemand scheue, weder gnädige noch zornige Sunkern, noch Geld, Ehre und Gewalt.“¹⁷⁾

Zu allem dem wird sich aber, was ihre innere Geistesart betrifft, die Predigt der Gegenwart, zumal in Städten, zu jenem Prinzip bekennen müssen, welches der Protestantenverein auf seine Fahne geschrieben hat, und welches augenscheinlich der Grundgedanke der ganzen modernen Theologie ist: zu dem Prinzip des Ausgleiches der modernen Wissenschaft und des alten Kirchenglaubens. Genau genommen täuscht sich ja selbst der orthodoxeste Theologe unserer Tage, wenn er sich glauben machen will, er stehe noch vollkommen auf dem Glaubensstandpunkt des sechszehnten oder siebenzehnten Jahrhunderts. Nein, auch er muß, wenn er sich nicht mit bloßem Schelten begnügen will, für sich, wie für seine Gemeinde, einen Ausgleich suchen zwischen der religiösen Weltanschauung der Reformationszeit und den modernen Ideen unserer Tage. Es ist und bleibt unmöglich, sich mit den altreformatorischen Bekenntnißschriften gegen den Strom der Zeit zu verbarrikadiren, und aus der protestantischen Kirche ein großes Kloster außerhalb des lebendigen Volkslebens zu machen, in welches man

die protestantische Christenheit hinein locken und dem modernen Welteinfluß entziehen möchte. Man kann freilich dann und wann ein paar Menschen zu dem eitlen Glaubenswahn verleiten, daß die ganze Welt in der sie leben, von lauter verkehrten Kenntnissen und Meinungen erfüllt und alle wirkliche Erkenntniß und Weisheit ausschließlich in dem Concordienbuch der lutherischen Kirche oder in der verschwommenen Theologie des Pietismus zu finden sei. Aber es giebt in der That keinen einzigen namhaften Geistlichen und Theologen unserer Tage, der nicht diesem Irrthum thatsächlich entwachsen wäre, und im Grunde dem einfachen und natürlichen Grundsatz des Protestantenvereins huldigte, daß eine Weiterbildung der alten Dogmen versucht werden müsse. Leben aber von ihnen, er stehe so weit rechts als er wolle, erkennen wir als unsern Gesinnungsgenossen, der mit uns auch in Glaubenssachen die Wahrheithaftigkeit über alles setzt und erkennt, daß wir anstatt vom Himmel herabzubornern uns als wahre Lehrer des Volkes in dessen Ideenzirkel herablassen und denselben von Innen heraus zu veredeln und zu erheben suchen müssen.

Das ist um so nothwendiger als der jetzige Zustand unserer Gemeinden, und in ganz besonderem Maße der der Stadtgemeinden, thatsächlich der einer ungewöhnlichen Unsicherheit und Ununterrichtetheit in religiösen und kirchlichen Dingen ist. Ja in allen Kreisen der Gesellschaft, auch in den höchsten, treffen wir in dieser Hinsicht zuweilen auf Aeußerungen über religiöse und kirchliche Fragen, denen gegenüber kaum etwas anderes übrig bleibt, als die Resignation des Schweigens. Der bloß autoritative Religionsunterricht der Orthodorie hat hier eben so viel geschadet, als der bloß gemüthlich-erbauliche des Nationalismus, denn beide haben die Hauptsache versäumt, das Christenthum als eine notorische Macht und wirkliche Thatsache der Geschichte zu beobachten, zu erkennen und lehrend darzustellen, und so aus demselben für die Schule und das Leben einen wahrhaft bildenden und fesselnden Lehrstoff zu schaffen, der dem Lernenden zugleich als positives Wissen und

als ideales Erkennen entgegengebracht werden kann und soll. Dann haben außerdem in den letzten zwanzig Jahren die Zeitungen wie die meisten Schriftsteller der Nation die Besprechung religiöser und kirchlicher Fragen als ein Nolimetangere betrachtet, durch dessen Berührung man sich nur Unannehmlichkeiten bereite. Darnach ist es dann nicht zu verwundern, wenn in der gebildeten Welt eine nicht ganz geringe Unwissenheit über dieses große Gebiet der Entwicklungsgeschichte der Menschheit vorhanden ist. Eben deshalb aber muß die Predigt nothwendigerweise mehr als sonst, und mehr als vielleicht an und für sich durch ihre Natur gefordert wird, den Charakter der Belehrung annehmen. Aber freilich setzt ihr hierin die Natur des Gottesdienstes sehr bestimmte Schranken. Diese nämlich verbieten eine rein historische Behandlung der Dinge und noch viel mehr eine vorwiegend kritische. Nicht das will ja die Gemeinde im Gottesdienst erfahren, was ihr keine Stütze des Glaubens und kein Trost des Lebens sein könne, und die Kritik, wie sehr sie dieselbe auch ehren mag, entbehrt sie in der Predigt gar gerne, denn aus dieser will sie vernehmen, an was der Mensch sich halten, womit er sich aufrichten könne im Kampf und Leid des Lebens. Es ist also gleich überflüssig und unziemlich im Gottesdienst gegen eine veraltete Dogmatik, wie gegen die Neologie der Neuerer zu polemisiren oder zu schelten, oder gar die moderne Gesetzgebung des Staates zu kritisiren. Das hätte wirklich nicht erst ein Kanzelparagraph des bürgerlichen Gesetzes, das hätte schon die Einsicht in den Zweck und die Natur der Predigt verbieten sollen. Denn so Unrecht hatte eben doch der große Churfürst nicht, wenn er auch einen Paul Gerhard lieber absetzte, als daß er sein gerechtes Verbot der theologischen Kanzelpolemik an dessen beschränktem Zeugeneifer hätte scheitern lassen. Aber eben weil die Kanzel ihrer Natur nach so manches ausschließt, was doch unsern Zeitgenossen nöthig ist, so bedürfen zum allermindesten unsere Städter zunächst neben der Predigt derjenigen Art der Besprechung religiöser Dinge, wie sie in den überall auftauchenden religiösen

und kirchlichen Vorträgen zu Tage tritt und eine immer größere Wichtigkeit gewinnt. Hier wo der Zweck und die Form des eigentlichen Gottesdienstes fehlt, kann dann das gesagt werden, was gesagt werden muß, aber doch nicht in den Gottesdienst gehört.

Wenn einmal die Predigt und die Gesamtheit unseres Gottesdienstes all' den Anforderungen entspräche, die wir hier aufgestellt haben, dann würden unsere Gottesdienste gewiß wieder minder mißachtet und verlassen sein. Deshalb sagt man uns vielleicht: „Schafft uns solche Gottesdienste und sag't das den Konsistorien und Predigern die das ändern und bessern können und nicht uns, denn wir sind bereit wiederzukommen, wenn es einmal so sein wird.“ Darauf muß ich antworten: Alles das wird und kann nicht besser werden ohne die lebendige Mitwirkung der Gemeinde, ja ich wage zu sagen, dazu könnte schon heute die Gemeinde, wenn sie nur wollte, mehr thun, als alle Konsistorien der Welt.

Man klagt über die Monotonie und Begeisterungslosigkeit der kirchlichen Predigt. Aber wenn eine Versammlung, wie wir sie in fast allen wissenschaftlichen und politischen, historischen und wohl auch kirchlichen öffentlichen Vorträgen vor uns sehen, einmal auch die leeren Räume unserer Kirche wieder zu füllen pflegte, wenn das Auge des Predigers, er sei wer er wolle, anstatt der armen Frau des Volkes, die hier vielleicht mehr die Sabbathruhe als irgend etwas Anderes sucht, auf die denkende Stirn ernster Männer, auf das sinnende Auge geistig theilnehmender Frauen, auf das lernbegierige Angesicht einer reifen Jugend fiel, wer wird noch zweifeln, daß auch er sich ganz anders gehoben, gestärkt und begeistert fühlte? Den ehrlichen, herzlichen und verständigen Einwendungen welche solche Zuhörer mündlich und brieflich gegen den Inhalt seiner Predigten erheben würden, könnte und würde gewiß auch der hartgefotterte Orthodoxe nicht ein bloßes apage satana entgegen schleudern. Ich glaube, vor der Anwesenheit einer solchen Gemeinde würde, wie vor dem hellen Strahl der Sonne, der Nebeldunst der Phrase, der so oft die Kanzel umschwebt, sich

immer mehr verziehen, und ein Jeder ehrlich und freudig versuchen, stets das Beste zu geben, was er nur kann und hat und Jeder, der es überhaupt mit seinem Amte ehrlich meint, würde sich mühen, wahr und klar zu sein, so weit er das Letztere vermöchte. Gebt dem Gottesdienst wieder eine gebildete, lebendige und eifrige Gemeinde, gewinnt den Freimuth, dem Prediger zu sagen, was euch erquickt und was euch kalt gelassen hat und ihr werdet euch Prediger schaffen nach eures Herzens Wunsch und Begehr! Ach nicht ein Jeder vermag es auf die Dauer eine lebendige Stimme eines Predigers in der Wüste zu sein und dabei die Kraft und Hoffnung eines Täufers zu bewahren. Aber auch auf die äußere Einrichtung der Gottesdienste kann die Gemeinde einen mächtigen Einfluß üben, wenn es ihr nur einmal der Mühe werth erscheinen würde, darin selbst etwas zu thun. Wenn die Ältesten und Gemeindevorsteher und mit ihnen die lebendigen Gemeindeglieder einmal die ernstliche Forderung einer Erneuerung und Belebung der gottesdienstlichen Formen auf ihre Fahne schrieben, nachdem sie auch nur einige Zeit selbst mitgezogen wären durch die dürre Wüste eines vertrockneten Landes, dann würde gewiß keine Macht der Gewohnheit und kein dogmatisches Vorurtheil mehr kräftig genug sein, dem redlichen Begehren nach einem frischen, lebendigen Gottesdienst ernstlich entgegenzutreten zu können. Aber auch der Prediger würde ein viel lebhafteres Gefühl der Verpflichtethet gegen seine Gemeinde und eine viel regere Empfindung davon erhalten, daß Gottesdienst und Predigt doch vor allem Andern dem Bedürfniß der Gemeinde dienen sollten.

So giebt es denn wirklich nur ein durchgreifendes Mittel der Rettung und Neubelebung unserer protestantischen Kirche, in ihrem Kultus wie in ihrer Lehre und Verfassung: es ist das redliche und freudige Eintreten der Laienwelt, voran der Gebildeten, unseres Volkes, in ihr christliches kirchliches Bürgerrecht. Nur durch ihre Gleichgültigkeit hat es so weit kommen können und nur durch die Bethätigung ihres

lebendigen Interesses wird es wieder besser werden. Helfen sie mit zu dem gemeinsamen Werke, dann wird bald ein neuer Morgen tagen, denn mit jedem neuen Proselyten, den wir für die lebendige Bethätigung seiner kirchlichen Rechte und Pflichten gewonnen haben, haben wir auch einen lebendigen Stein der Kirche und ihrer Gottesdienste dem Bau der Kirche der Zukunft und ihrem wahren Gottesdienste eingefügt.

Anmerkungen.

- 1) Hauspostille. Predigt über Matthäus 22, 1 ff. (Erlanger Ausgabe der deutschen Schriften. Band 5.)
- 2) Ebendasselbst; Weihnachtspredigt.
- 3) Predigt über Matth. 22, 34 ff. (Erl. Ausg. Band 18.)
- 4) Auslegung von 1. Timotheus 1, 3 ff. (Band 51).
- 5) Kirchenpostille. Predigt am 14. Sonntag nach Trinitatis über Lukas 17, 11 ff. (Band 14).
- 6) Enarratio psalm. 51. Exeget. opp. XIX.
- 7) Kirchenpostille. Adventspredigt über Lit. 2. 11 ff. (Bd. 7).
- 8) Summarien über die Psalmen. (Bd. 37.)
- 9) Luthers Weise christliche Messe zu halten. Lateinisch. Deutsche Uebersetzung bei Walch Band X.
- 10) Briefe. (Band 56. S. 297).
- 11) Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. Deutsch bei Walch. Band XIX. 138.
- 12) Fischreden. Bei Walch 22, 1018.
- 13) Ebendasselbst S. 993.
- 14) Ebendasselbst S. 995.
- 15) Ebendasselbst S. 1056.
- 16) Auslegung der Bergpredigt. (Erl. Ausg. Bd. 43).
- 17) Ebendasselbst.